

1890

1889/



Pikante und heitere
Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.

Mercur unterhandelt mit Amor.



— Der Brautstand, meine theure Amélie, ist wie ein Wechsel, der nach so und so viel Monaten fällig wird, aber auch eskomptirt werden kann . . . Eskomptire mir . . .
— Tacifari, daraus wird nichts! Die Zinsen kannst Du haben, Eduard, aber nicht das Kapital . . .



Zu schlau!

Humoreske von Hermann Grabert.

I.

Der Referendar Kruspe schlenderte die Linden hinunter, als sein Fuß plötzlich an einen blinkenden Gegenstand stieß. Er bückte sich und hob ihn auf. Es war ein Schlüssel. Am Ring hing ein Zettelchen mit der Aufschrift:

„Corridorthür.“

„Alma Rosenblatt, Kreuzbergstraße 77, eine Treppe, rechts.“

„Vogtaufend!“ sagte sich Kruspe, „da habe ich ja einen guten Hund gemacht — der Corridor Schlüssel einer Dame! — Ob diese Alma wohl jung ist!? — Ob sie wohl schön ist!? — Aber ich kann mir sie ja mal ansehen — jedenfalls ist sie ein alleinsehendes Wesen. — Ich bringe ihr also den Schlüssel zurück — ist Alma jung und passabel, dann rechne ich auf Dank und Belohnung.“

Damit steckte Kruspe das eiserne Instrument in die Tasche und steuerte nun auf dem kürzesten Wege der Tempelhofer Vorstadt zu.

Verwandlung.

Wir befinden uns jetzt Kreuzbergstraße 77 bei Alma Rosenblatt.

Diese „Dame“ war eine verlebte, interessant blasser Tochter Israels mit glänzend schwarzen Haaren und meergrünen großen Augen. Sie ruhte halb liegend auf einem Sessel, als ihre Jose eintrat und sagte:

„Fräulein, es ist Jemand da.“

„Endlich!“ rief Alma, indem sie aufsprang.

„Es ist der Schlosser.“

„Ach — so!“ sagte die Jüdin enttäuscht und warf sich wieder auf den Sessel.

„Er bringt seine Rechnung für die zwölf Corridor Schlüssel, die er Ihnen gemacht hat, und die ich, nachdem Sie Ihre Adresse dran gehängt, auf der Straße verlieren mußte.“

„Die Idee ist nicht schlecht — wie? — Ein neues Mittel, mir „Freunde“ zu verschaffen. — Sag’ dem Schlosser, er möge nur noch warten.“

„Und wann soll er wiederkommen?“

„Wenn mein Mittel seine Wirkung gethan hat.“

II.

Der Schlüsselfabrikant hatte sich fluchend entfernt. Wenige Minuten später stieg unser Referendar die Treppe hinauf, welche zu Alma’s Wohnung emporführte. Oben angelangt, blieb er stehen und zog nun ohne weiteres den famosen Schlüssel aus der Tasche, als ein kleiner, dicker Herr, der hinter Kruspe heraufgestiegen, ebenfalls Halt machte und ebenfalls einen Schlüssel hervorzog.

„Um Vergebung, mein Herr,“ sagte der Referendar, „wollen Sie auch da hinein?“

„Allerdings!“

„Zu Alma Rosenblatt?“

„Ganz richtig.“

Und damit zeigte der kleine Dicke seinen Schlüssel und das daranhängende Zettelchen.

„So einen habe ich auch,“ versetzte Kruspe stolz, indem er den seinen wies.

„Sie sind wohl ein Bekannter von der Dame — o, da will ich Ihnen nur sagen, wie ich zu dem Schlüssel kam: ich fand ihn auf der Straße.“

„Ei, ich den ja auch!“

„Das ist denn aber doch merkwürdig! — Wunderbar! — Mehr als wunderbar!“

„Na, weil uns der Zufall nun mal begünstigt hat —“

„Ja — aber wir können doch nicht Beide — zugleich —“

„Das stimmt.“

„Wie wär’s, wenn wir losten?“

Kruspe nahm ein Markstück, um es in die Luft zu werfen, als eine Faust ihn beiseite schob.

„Wollen Sie mir zufällig mal rülaffen?“ rief gleichzeitig ein alter, schmutziger Kerl, den Sack auf dem Buckel, einen langstieligen Löffel in der Hand.

Dann zog der Mann einen Schlüssel aus seinem Kittel, öffnete die Thür und gröhlte:

„Geda, Fräulein Rosenblatt! — Ich bring’ Ihnen da Ihren Corridor Schlüssel, den ich an ’ner Pittfah-Säule ufflesen hab’! — Nu geben Sie mir aber noch ’ne Belohnung for meine ehrliche Findigkeit.“

Kruspe und der kleine Dicke warfen ihre Schlüssel auf den Flur und stürmten mit lautem Gelächter die Treppe hinab.

1890

1889/

Sprüchlein für große Kinder.

Je weniger Haare auf dem Kopfe des Ehemannes, desto mehr Platz für die Hörner.

*

Ost schwanken die Mädchen so lange zwischen zwei Männern, bis sie einem Dritten in die Arme sinken.

*

Der Myrthenkranz auf dem Haupte mancher Bräute gleicht der Etikette auf manchen Weinflaschen: der Inhalt stimmt nicht mit der Etikette.

*

Modedamen kleiden sich nur selten Jenen zu Gefallen, welche die Schneiderrechnungen bezahlen.

*

Mit dem ersten Blick hat das Weib einen Mann beurtheilt und nur selten ändert es sein Urtheil.

*

Gegen winterliche Kälte sind die Verliebten weit empfindlicher, als gegen sommerliche Hitze.

*

Wenn eine Frau liebt, verliert sie ihr Herz; wenn ein Mann liebt, verliert er obendrein auch noch den Verstand.

*

Für die Frauen gibt es keinen wüsteren Anblick, als die Glanz eines Mannes.

*

Die Frauentugend wird gewöhnlich in Sammt und Seide begraben.

Hilarius.

Rathschläge für einen jungen Mann.

Von Catulle Mendès.

Sechstes Kapitel.

Was uns Männern versagt ist.

Hüte Dich auch, wie vor der unsinnigsten aller Vermuthungen, niemals zu glauben, daß Du errathen habest, was in dem Herzen Deiner Geliebten vorgeht.

Was die Frauen empfinden, Das können und werden wir nie erfahren. Wir sind dessen sicher, daß die Einen leiden und die Anderen glücklich sind; aber was ihr Kummer oder ihre Freude sei, worin ihre Art den Schmerz zu empfinden und die Wonne zu genießen, unserer Art gleiche oder nicht gleiche — Das zu wissen wird uns stets versagt bleiben. Das Innerste ihrer Seele und ihrer Sinne entgeht unserer methodischen oder leidenschaftlichen Beobachtung; der Liebhaber, der die Vielgeliebte in seinen Armen vor Freude weinen, vor Entzücken schier ohnmächtig werden sieht, vermag sich keine Vorstellung von der Art der Wonne zu machen, die er ihr verleiht.

Denn die Verschiedenheit der Geschlechter bedingt für das eine Geschlecht verhängnißvoller Weise die Unmöglichkeit zu begreifen, was in dem andern Geschlechte sich vollzieht.

An einem schönen Junimorgen lustwandelt Du im Walde. Allenthalben siehst Du die siegreiche Liebe: in den Kelchen,

die sich freudig erschließen; in den Gräsern, wo es vor Käfern wimmelt; in dem von Gezwitscher und Geschnäbel erfüllten Laube. Daß der Trieb, sich in geheimnißvollen Umarmungen zu vereinigen, Alles entzückt was da blüht und singt und flucht: Das siehst Du und Du bewunderst die allgemeine Brunst der Vegetation und der geflügelten Welt. Aber willst Du Mensch, Dich vermessen, die Freude zu ergründen, welche die Staubkolben der Rose empfinden, indem sie den Blütenstaub austreuen, oder die Wonne der Leuchtfläse, indem sie sich entzünden, oder jene der Graswürmchen, wenn sie ihre Flügel an einander reiben? Wie solltest Du es erfahren haben, da Du weder die Pflanze, noch das Insekt, noch der Vogel bist? Die Analogie kommt Dir zu Hilfe: Du erinnerst Dich Deiner eigenen Begierden und Wonnen und verleihst dieselben den Wesen, die Dich umgeben. Die wilde Rose gibt ihren Blütenstaub her wie Du Dein Leben hergibst; die Biene, die ein Weibchen küßt und der Mund, der einen Mund küßt: Das ist der nämliche Kuß. Das Rothkehlchen zwitschert am Rande seines Nestes daselbe was Du im Kofe flüsterst. Du vermenschlichst die Natur, um sie zu begreifen. Allein Du erkennst alsbald in Deinem Innern das Trügerische Deines Raisonnements; Du bist genöthigt Dir zu gestehen, daß Deine Neugierde sich leicht hin befriedigen läßt, daß Du eine scheinbare Ähnlichkeit für Identität genommen hast. In Wirklichkeit bist Du unfähig, Dir eine andere Liebe zu erklären, als Deine eigene, unfähig die Begierde zu erkennen, mit welcher Flügel gegen Flügel schlagen oder der Löwe sich auf die Löwin stürzt. Nun denn: — es wäre vergeblich, daran zu zweifeln — trotz der Einheit der Gattung bist Du von dem Weibe fast ebenso verschieden wie von der Pflanze und dem Thiere, fast ebenso verschieden wie von den Engeln (wenn unsere geheimnißvollen Schwestern diesen höflichen Vergleich wünschen) und es ist bis ans Ende Deiner Tage Dein trauriges und doch zugleich glückliches Loos, sie lächeln und weinen zu sehen, ohne daß Dir offenbar würde, weshalb sie lächelt oder weshalb sie weint.

Du wirst mir Folgendes einwenden:

„Selbst wenn die Verschiedenheit der Geschlechter zwischen uns und den Frauen eine so vollkommene Unmöglichkeit des Einverständnisses bedingen würde; selbst wenn es uns versagt wäre, das „Wie“ ihres „Anders“ durch uns selbst aufzuheben, so wären wir nichtsdestoweniger unterrichtet von dem was sie empfinden, denn ihre lebenswürdige Heuchelei geht doch nicht so weit, daß sie ihre Gefühle und Empfindungen vor uns immer geheim halten würden; sie entschließen sich manchmal zu Hingebungen, die verrätherisch sind; es gibt Stunden für die Nacktheit ihrer Seelen wie für die Nacktheit ihrer Körper.“

Was Du mir da sagst, hat nicht viel zu bedeuten.

Niemals entdeckt sich die Frau vollständig, weder ihrem Gatten, noch ihrem Liebhaber, noch ihrem Beichtiger, und gerade Dasjenige, was wir vor allem Andern wissen müßten, hält sie am eifersüchtigsten vor uns geheim. Ob es nun angeborne oder angeeignete Schamhaftigkeit sei; ob es Furcht sei, unsere Anbetung zu schwächen, wenn sie sich allzu menschlich zeigen oder sie zu entmuthigen, wenn sie sich allzugöttlich zeigen: Das ist gleichviel. In jedem Falle behält sie einen intimen Theil ihres Selbst uns vor, in welchen einzuschleichen



— Betty, rathen Sie mal: ist's Silber oder Gold,
was ich in meiner Hand verborgen halte?
— Es darf just auch Papier sein.



— Hier gibt es hübsche cabinets séparés, wo man
nach dem Theater sehr angenehm soupiren kann.
— O, ich habe hier auch schon vor dem Theater
sehr angenehm soupirt.

uns nicht gegönnt ist. Was im Weibe das Weiblichste ist — Das entgeht uns. Horche an den Gittern der Beichtstühle oder vor den Vorhängen der Liebeslager: die reuige Büßerin wird keine ihrer Sünden verheimlichen, die Geliebte wird verzückt alle ihre zärtlichen Worte stammeln; allein mit jener Einfalt, die mit ihrer Verlogenheit sich so schön verträgt, wird die Frau in dem Geständnisse, das sie rettet, und in dem Geständnisse, das sie verdirbt, unfasbare Vorbehalte gebrauchen, durchsichtige Schleier, die man nicht bemerkt und die dennoch genügen, um das Geheimniß ihres Wesens zu verhüllen. Schließlich wird der Beichtiger von tausend und drei Weibern über das ewige Geheimniß Ewas genau so viel wissen wie Don Juan, d. h. nichts.

Ich gehe übrigens weiter und sage: die Frau kann gar nicht aufrichtig sein, selbst wenn sie es wollte.

Ich gebe zu, daß so manche Geliebte in dem freien Flug ihrer Zärtlichkeit nichts sehnlicher verlangt, als sich ganz, mit allen ihren Gedanken und allen ihren Trieben Demjenigen hinzugeben, den sie anbetet. Und doch, wo ist der Mann, der sagen kann: „Nichts von meiner Geliebten ist mir unbekannt geblieben“? Ich gebe zu, daß berühmte Dichterinnen, Sappho, George Sand, Desbordes-Valmore, große selbstbewußte Seelen versucht haben, uns die Jungfrauen, die Geliebten, die Gattinen zu enthüllen; sie haben versucht, Keuschheit, Träumerei, Liebe, Haß, Gewissensbisse, kurz die ganze Weiblichkeit zum Ausdruck zu bringen und wenn es menschlichen Wesen gegeben wäre, Dies zu thun, so wären sie es sicherlich gewesen. Und doch: was haben wir von der Frau in jenen Gedichten, in jenen Romanen erfahren, wo sie uns ihr Herz, ihre Seele weit erschlossen zeigen wollte? Unsere Unwissenheit ist die nämliche geblieben, nur noch durch die Begierde nach Wissen auf-

gestachelt. Ach, das Weib weiß ja gar nicht zu sagen was sie ist, aus dem triftigen Grunde, weil es keine Worte dafür gibt. Um das Unbekannte ihres Geschlechtes verständlich zu machen, brauchte sie Worte so zart, so flüchtig, so unbestimmt wie dieses Unbekannte selbst, und weil sie diese Worte nicht findet, hüllt sie sich in Schweigen, so daß sie dem Manne ewig unbekannt bleiben wird. Und darum beklage ich die eitlen Seelenzerleger, die sich brüsten, die Herzen der Jungfrauen, der Frauen, oder der Courtisänen bloßgelegt zu haben; und darum beklage ich auch Euch, Ihr von unerfüllbarer Hoffnung verzehrten Liebhaber, die Ihr den bebenden, schneeigen Busen Eurer Geliebten an Eure Brust presset, ohne jemals das „Warum“ dieses Lebens zu begreifen, und die Ihr, über die glückliche Geliebte gebeugt, die Stummheit ihrer Geständnisse vergeblich befraget!

Lieder der Chansonette.

Ich bin gar schlecht geworden,
Weiß nichts von Liebessein,
Und in mein großes Herz
Da geht recht viel hinein.

Ich spiel' mit Männerherzen,
Ich quäle sie mit Luß,
Und jeden Tag ein And'rer
Ruht jetzt an meiner Brust.

Wenn man Das, was man liebet
Aun einmal doch nicht hat,
So liebt man just ganz einfach
Das was man eben hat.

Henry de Welsén.

1890

1889



F a u s t.

Von Armand Silvestre.

I.

In ihrem eleganten, mit himmelblauem Satin ausgeschlagenen Coupé, eine weiße, flockige Decke unter den Füßen, sitzt die schöne Gräfin Diana von Néré neben ihrem edlen Gatten. Sie fahren im gleichmäßigen Trab zweier herrlicher Rothschimmel nach der Oper. Bei dem schwankenden Lichte der Straßenlaternen bewundert der Graf das reizende Profil seiner jungen Frau. Er hat langsam ihre Hand ergriffen und drückt einen Kuß auf den weißen Handschuh, auf dem der große Brillantstern eines dicken Armreifes ruht. Doch die Gräfin entzieht ihm ihre Hand und in dem Halbdunkel verzieht sie die Lippen zu einem Mäulchen.

Was bedeutet dieses Schmolzen zwischen zwei jungen Ehegatten, die kaum sechs Monate verheirathet zu sein scheinen? Scheinbar war ihnen dieser Tag vergangen wie alle anderen, in einem Austausch von nimmermüden Zärtlichkeiten. Die Leser verlangen von mir wohl nicht, daß ich ihnen haarklein schildere, wie die beiden Ehegatten diese langen und doch so kurzen Stunden verbracht hatten? Ich kann nur so viel sagen, daß dieser Zeitvertreib dem gräßlichen Ehepaare weit lieber war, als eine Spazierfahrt ins Boulogner Gehölz, mitten unter tausenden von Leuten, die ihnen gleichgiltig, wenn nicht lästig waren. Und doch hatte die Gräfin an diesem Tage den langen, breiten Divan verlassen, ohne ihren Gatten mit dankbaren Liebkosungen zu überhäufen, wie sie es sonst zu thun pflegte. Und was den Grafen betrifft, so hatte er mit ganz ungewöhnlicher Ungeduld geschellt, um zu fragen, ob das Diner noch nicht bereit sei?

II.

An diesem Abende wurde in der Oper „Faust“ gegeben. Es war eine jener familiären Faust-Vorstellungen, in welchen die Kräfte zweiten und dritten Ranges vorgeführt werden, und Debütantinnen sich versuchen, die von einer Margarethe nichts als das Kleid der Unschuld und die langen, blonden Zöpfe haben.

Man war bei der Scene, in welcher Faust von der nachgiebigen Stimmung Margarethens einen so faumseligen Gebrauch macht. Graf Néré, der bisher einen wohlwollenden Ernst beobachtet hatte, brach plötzlich in ein Gelächter aus, das

er nur mühsam mit dem vor den Mund gehaltenen Taschentuche ersticke.

— Was haben Sie denn, Olivier? fragte die Gräfin verwundert.

— Oh, nichts . . . ein etwas schlüpfriger Einfall . . .

— Sagen Sie mir ihn, ich bitte.

— Nein, es ist zu dumm! . . .

— Ich bin überzeugt, Sie thun sich selbst Unrecht und bitte Sie, mir zu sagen, was Sie in eine solche Heiterkeit versetzt hat?

— Da Sie es durchaus wollen! . . . Es ist kindisch, lächerlich, fast unschicklich. Ich dachte mir, welche Gesichter die Zuschauer machen würden, wenn ich, während dieser Schwachkopf Faust so viel Zeit verliert, in meinem schönen, schwarzen Frack auf der Bühne erscheinen, Margarethe mitten in ihren Houladen mit meinen Armen umschlingen und ihr ganz unvermittelt, dort auf jener Gartenbank, das Glück zutheil werden ließe, nach dem sie so heißes Verlangen trägt.

— Pfui, Olivier! Das ist wirklich ein sehr häßlicher Einfall und Sie hätten besser gethan, ihn für sich zu behalten.

III.

Die Oper nahm ihren Fortgang. Inmitten der zauberischen Dekoration der Walpurgisnacht ließ Mephisto vor seinem neuen Freunde die Göttinnen und antiken Heldinnen vorbeiziehen, welche Faust übrigens aus dem Gesichtspunkte des verliebten Ungefühls ebenso unangefochten ließ, wie an jenem mondhellten Abend die schwachtende Margarethe. Eben waren Helena und Aspasia vor den Augen des verjüngten deutschen Philosophen vorbeigezogen, als plötzlich die Gräfin von Néré ebenfalls ihr feines Spitzen-Taschentuch an die Lippen drückte, um einen Ausbruch unzeitgemäßer Heiterkeit zu ersticken.

— Mein Gott, was ist Ihnen, Gräfin? fragte der Gatte überrascht.

— Nichts, nichts.

— Aber doch?

— Nun denn, ich dachte an Ihren Einfall von vorhin.

— Oh, zu viel Ehre.

— Nein, nein; ich versichere, daß der Einfall drolliger ist, als Sie glauben.

— Sie wollen mir schmeicheln.

— Nicht im Mindesten. Ich stellte mir die Scene vor, die Sie mir geschildert haben und dachte mir, welches Gesicht Sie machen würden, wenn die Zuschauer unter wüthendem Applaus Ihnen zurufen würden: Da capo! da capo!





— Betty, rathen Sie mal: ist's Silber oder Gold, was ich in meiner Hand verborgen halte?

— Es darf just auch Papier sein.



— Hier gibt es hübsche cabinets séparés, wo man nach dem Theater sehr angenehm soupiren kann.

— O, ich habe hier auch schon vor dem Theater sehr angenehm soupirt.

uns nicht gegönnt ist. Was im Weibe das Weiblichste ist — Das entgeht uns. Horche an den Sittern der Beichtstühle oder vor den Vorhängen der Liebeslager: die reuige Büßerin wird keine ihrer Sünden verheimlichen, die Geliebte wird verzückt alle ihre zärtlichen Worte stammeln; allein mit jener Einfalt, die mit ihrer Verlogenheit sich so schön verträgt, wird die Frau in dem Geständnisse, das sie rettet, und in dem Geständnisse, das sie verdirbt, unfaßbare Vorbehalte gebrauchen, durchsichtige Schleier, die man nicht bemerkt und die dennoch genügen, um das Geheimniß ihres Wesens zu verhüllen. Schließlich wird der Beichtiger von tausend und drei Weibern über das ewige Geheimniß Ewas genau so viel wissen wie Don Juan, d. h. nichts.

Ich gehe übrigens weiter und sage: die Frau kann gar nicht aufrichtig sein, selbst wenn sie es wollte.

Ich gebe zu, daß so manche Geliebte in dem freien Flug ihrer Bärtlichkeit nichts sehnlicher verlangt, als sich ganz, mit allen ihren Gedanken und allen ihren Trieben Demjenigen hinzugeben, den sie anbetet. Und doch, wo ist der Mann, der sagen kann: „Nichts von meiner Geliebten ist mir unbekannt geblieben“? Ich gebe zu, daß berühmte Dichterinnen, Sappho, George Sand, Desbordes-Valmore, große selbstbewußte Seelen versucht haben, uns die Jungfrauen, die Geliebten, die Gattinen zu enthüllen; sie haben versucht, Keuschheit, Trümmerei, Liebe, Haß, Gewissensbisse, kurz die ganze Weiblichkeit zum Ausdruck zu bringen und wenn es menschlichen Wesen gegeben wäre, Dies zu thun, so wären sie es sicherlich gewesen. Und doch: was haben wir von der Frau in jenen Gedichten, in jenen Romanen erfahren, wo sie uns ihr Herz, ihre Seele weit erschlossen zeigen wollte? Unsere Unwissenheit ist die nämliche geblieben, nur noch durch die Begierde nach Wissen auf-

gestachelt. Ach, das Weib weiß ja gar nicht zu sagen was sie ist, aus dem triftigen Grunde, weil es keine Worte dafür gibt. Um das Unbekannte ihres Geschlechtes verständlich zu machen, brauchte sie Worte so zart, so flüchtig, so unbestimmt wie dieses Unbekannte selbst, und weil sie diese Worte nicht findet, hüllt sie sich in Schweigen, so daß sie dem Manne ewig unbekannt bleiben wird. Und darum beklage ich die eitlen Seelenzerleger, die sich brüsten, die Herzen der Jungfrauen, der Frauen, oder der Courtisanen bloßgelegt zu haben; und darum beklage ich auch Euch, Ihr von unerfüllbarer Hoffnung verzehrten Liebhaber, die Ihr den bebenden, schneigen Busen Eurer Geliebten an Eure Brust presset, ohne jemals das „Warum“ dieses Bebens zu begreifen, und die Ihr, über die glückliche Geliebte gebeugt, die Stummheit ihrer Geständnisse vergeblich befraget!

Lieder der Chansonette.

Ich bin gar schlecht geworden,
Weiß nichts von Liebespein,
Und in mein großes Herz
Da geht recht viel hinein.

Ich spiel' mit Männerherzen,
Ich quäle sie mit Lull,
Und jeden Tag ein And'rer
Ruht jezt an meiner Brust.

Wenn man Das, was man liebet
Nun einmal doch nicht hat,
So liebt man just ganz einfach
Das was man eben hat.

Henry de Welsen.

1890

1889/



F a u s t.

Von Armand Silvestre.

I.

In ihrem eleganten, mit himmelblauem Satin ausgeflogenen Coupé, eine weiße, flockige Decke unter den Füßen, sitzt die schöne Gräfin Diana von Néré neben ihrem edlen Gatten. Sie fahren im gleichmäßigen Trab zweier herrlicher Rothschimmel nach der Oper. Bei dem schwankenden Lichte der Straßenlaternen bewundert der Graf das reizende Profil seiner jungen Frau. Er hat langsam ihre Hand ergriffen und drückt einen Kuß auf den weißen Handschuh, auf dem der große Brillantstern eines dicken Armreifes ruht. Doch die Gräfin entzieht ihm ihre Hand und in dem Halbdunkel verzieht sie die Lippen zu einem Mäulchen.

Was bedeutet dieses Schmollen zwischen zwei jungen Ehegatten, die kaum sechs Monate verheirathet zu sein scheinen? Scheinbar war ihnen dieser Tag vergangen wie alle anderen, in einem Austausch von nimmermüden Zärtlichkeiten. Die Leser verlangen von mir wohl nicht, daß ich ihnen haarklein schildere, wie die beiden Ehegatten diese langen und doch so kurzen Stunden verbracht hatten? Ich kann nur so viel sagen, daß dieser Zeitvertreib dem gräßlichen Ehepaare weit lieber war, als eine Spazierfahrt ins Boulogner Gehölz, mitten unter tausenden von Leuten, die ihnen gleichgiltig, wenn nicht lästig waren. Und doch hatte die Gräfin an diesem Tage den langen, breiten Divan verlassen, ohne ihren Gatten mit dankbaren Liebeskosungen zu überhäufen, wie sie es sonst zu thun pflegte. Und was den Grafen betrifft, so hatte er mit ganz ungewöhnlicher Ungeduld geschellt, um zu fragen, ob das Diner noch nicht bereit sei?

II.

An diesem Abende wurde in der Oper „Faust“ gegeben. Es war eine jener familiären Faust-Vorstellungen, in welchen die Kräfte zweiten und dritten Ranges vorgeführt werden, und Debütantinnen sich versuchen, die von einer Margarethe nichts als das Kleid der Unschuld und die langen, blonden Zöpfe haben.

Man war bei der Scene, in welcher Faust von der nachgiebigen Stimmung Margarethens einen so faumseligen Gebrauch macht. Graf Néré, der bisher einen wohlstandigen Ernst beobachtet hatte, brach plötzlich in ein Gelächter aus, das

er nur mühsam mit dem vor den Mund gehaltenen Taschentuche erstickte.

— Was haben Sie denn, Olivier? fragte die Gräfin verwundert.

— Oh, nichts . . . ein etwas schlüpfriger Einfall . . .

— Sagen Sie mir ihn, ich bitte.

— Nein, es ist zu dumm! . . .

— Ich bin überzeugt, Sie thun sich selbst Unrecht und bitte Sie, mir zu sagen, was Sie in eine solche Heiterkeit versetzt hat?

— Da Sie es durchaus wollen! . . . Es ist kindisch, lächerlich, fast unschicklich. Ich dachte mir, welche Gesichter die Zuschauer machen würden, wenn ich, während dieser Schwachkopf Faust so viel Zeit verliert, in meinem schönen, schwarzen Frack auf der Bühne erscheinen, Margarethe mitten in ihren Rouladen mit meinen Armen umschlingen und ihr ganz unvermittelt, dort auf jener Gartenbank, das Glück zutheil werden ließe, nach dem sie so heißes Verlangen trägt.

— Pfiu, Olivier! Das ist wirklich ein sehr häßlicher Einfall und Sie hätten besser gethan, ihn für sich zu behalten.

III.

Die Oper nahm ihren Fortgang. Inmitten der zauberischen Dekoration der Walpurgisnacht ließ Mephisto vor seinem neuen Freunde die Göttinnen und antiken Heldinnen vorbeifiliren, welche Faust übrigens aus dem Gesichtspunkte des verliebten Ungestüms ebenso unangefochten ließ, wie an jenem mond hellen Abend die schwachtende Margarethe. Eben waren Helena und Aspasia vor den Augen des verjüngten deutschen Philosophen vorbeigezogen, als plötzlich die Gräfin von Néré ebenfalls ihr feines Spitzen-Taschentuch an die Lippen drückte, um einen Ausbruch unzeitgemäßer Heiterkeit zu erstickten.

— Mein Gott, was ist Ihnen, Gräfin? fragte der Gatte überrascht.

— Nichts, nichts.

— Aber doch?

— Nun denn, ich dachte an Ihren Einfall von vorhin.

— Oh, zu viel Ehre.

— Nein, nein; ich versichere, daß der Einfall drolliger ist, als Sie glauben.

— Sie wollen mir schmeicheln.

— Nicht im Mindesten. Ich stellte mir die Scene vor, die Sie mir geschildert haben und dachte mir, welches Gesicht Sie machen würden, wenn die Zuschauer unter wüthendem Applaus Ihnen zurufen würden: Da capo! da capo!





Schankmädchen.

Das Mägdlein dort in der Schenke
Kredenzet den Gästen den Wein.
Der Bursch, der kaum es gesehen,
Um den ist es sicher geschehen
Und hält' er ein Herz auch von Stein.

Das Mägdlein blicket so brennend
Vor Wollust die Burschen sich an,
Mit Auglein wie Perlen so helle
Und frisch wie im Walde die Quelle,
Daß keiner entfliehen ihm kann.

Willst Du gerupfet nicht werden,
So meide nur, Bursche, den Ort;
Denn Dich läßt die Holde nicht ziehen;
Du mußt erst im Arm ihr erglühen
Und läßt ihr — Dein Kleingeld wohl dort!

M. K.

Erdbeeren mit Champagner.

Skizze aus dem Eheleben. Von I. M.

Sie feierten eine ganze Reihe von Gedenktagen; allerdings durchwegs solche, die nur in ihrem Kalender roth angestrichen waren.

Vor Allem den Tag, da sie sich zum ersten Male gesehen hatten. Es war im Frühjahr gewesen, zu Beginn des Monats April. Die Tage wurden länger, die Sonne wärmer, aber die Abende waren noch kühl und man hielt sich noch gerne in der Nähe des Kamins auf. Er hatte ihr nicht sonderlich gefallen und sie schien ihm keineswegs anbetungswürdig. Sie saß in einem Winkel des Salons, ein linksches, verlegenes junges Mädchen; er stand bei den Herren und redete von Politik. Sie sahen sich und blieben einander gleichgiltig. Und darum war ihnen das Andenken an diesen Tag so theuer.

Ein anderer Gedenktag war ihnen derjenige, an welchem sie zum ersten Male fühlten, daß sie einander lieben. Das war rasch gekommen. Da sie einander gleichgiltig waren, trafen sie öfter in Abendgesellschaften zusammen. Er sah sie kaum an; sie saß über eine Stickerie gelehnt und merkte kaum, daß er da sei. Aber eines Abends, als er sie und ihre Mutter heimgeleitete und vor dem Hausthor sich verabschiedete, merkte er, daß er ihre Hand länger als nöthig in der seinigen behielt. Es war zu Ende des Monats April; die Knospen erschlossen sich und Lenzesduft erfüllte die Luft. Er ging verdrossen heim,

dem er hatte eine kühle, gleichgiltige Hand in der seinigen gefühlt. Sie sagte sich im Stillen: „Warum habe ich den Druck seiner Hand nicht erwidert? Oder habe ich mich getäuscht?“

Das Andenken an jenen Abend war ihnen besonders theuer.

Und vollends der Gedenktag des ersten Kusses! Es war im Hochsommer. Alles athmete Leben, Wachstum, Begehren und Gewähren. Sie wandelten Seite an Seite auf einem engen, gewundenen Waldpfade dahin, ermattet von der drückenden Hitze des Tages. Sie sprachen nichts; es war, als würde ein betäubender Qualm aus dem Erdboden hervordringen und sie einhüllen. Da strauchelte sie plötzlich und drohte zu fallen; er fing sie in seinen Armen auf und begann zu ihr zu sprechen, so leise wie das kaum hörbare Rauschen der Blätter. Sie schloß die Augen und öffnete den Mund . . .

Dieses Andenken war ihnen theuer wie den Schwalben der Sommer.

Und noch mehrere andere Gedenktage, die ich nicht aufzählen will, weil sie Jenen langweilig sein müssen, die solche Gedenktage nicht haben. Welcher von allen ihnen am theuersten war, vermag ich nicht zu sagen; aber derjenige, den sie heute Abends feierten, war ihnen einer der beliebtesten. Sie feierten ihn in aller Intimität, zu Zweien, in ihrem lieben, stillen Heim, mit einem feinen Souper. Sie hatte ganz allein das Souper vorbereitet und war dabei mit vieler Geheimthuerei verfahren. Er sitzt jetzt am gedeckten Tische, übersteigt mit entzückten Augen alle die Herrlichkeiten, die hier aufgehäuft sind und liest das Menu, das sie mit ihren feinen Schriftzügen geschrieben hatte.

Am Schlusse des Menus angelangt, konnte er sich eines Ausrufes der Bewunderung nicht enthalten.

— Erdbeeren mit Champagner! Wo in aller Welt konntest Du Dir zu dieser Jahreszeit diese Erstlinge verschaffen? Erdbeeren mit Champagner und Erdbeeren mit Sahne! Ich sehe den Champagner, ich sehe die Sahne, aber wo sind die Erdbeeren? Oder hast Du holde Feen in Deinem Dienste, die sie zum Dessert hervorzauubern werden?

— Du sollst sie sehen, wenn wir dabei halten.

Und als das köstliche Menu erledigt war, entforckte er mit geübter Hand die Champagnerflasche, füllte die beiden Kelche und fragte:

— Wo bleiben die Erdbeeren?

Und sie erhob ihr Glas und neigte sich über den Tisch, um mit ihm anzustoßen; und bei der plötzlichen und gewagten Bewegung, die sie hiebei machte, öffnete sich vorne der schlecht geschlossene weiße Schlafrock und ein fester, weißer Busen von der schimmernden Farbe unberührter Sahne quoll hervor, mit den schönsten Erdbeeren geziert.

Er aber sank vor ihr in die Kniee und flüsterte:

— Ich will von allen . . . von den Erdbeeren mit Champagner und von den Erdbeeren mit Sahne! . . .



1890

1889



apiar = Schnitten.

Unter Bedienten.

— Nun, Jean — fragt ein Bedienter den andern — wie bist Du mit Deinem Herrn zufrieden?

— Oh, das ist ein vortrefflicher Mann! Er schenkt mir seine abgelegten Kleider, seine Schuhe und Kravaten und jetzt hat er mir sogar erlaubt, seine Geliebte zur Frau zu nehmen.

*

Gefragen.

Pauline und Eveline treffen sich auf der Straße.

— Ist es wahr, Paulinchen, daß Du mit dem kleinen Husaren-Lieutenant K. verlobt bist?

— Ja, es ist wahr.

— Aber er ist doch um die Hälfte kleiner als Du?

— Thut nichts; er sitzt ja zumeist zu Pferde.

*

In einem Salon wird von dem neuesten Eheprojekte gesprochen.

— Haben Sie schon gehört, daß Fräulein Arabella Mährenheim die Frau des Herrn Lorenz Mübenthal wird?

— Wie? Unglaublich! Wissen denn Mährenheims nicht, daß Herr Mübenthal schon zweimal im Zerenhause gewesen ist?

— Doch, doch; aber es ist eben eine Vernunftheirath.

*

Unter Antisemiten.

In einem Eisenbahn-Coupe reisen drei Herren, die sich in der Beschimpfung der Juden gegenseitig zu überbieten suchen. Im Laufe der Konversation macht man nähere Bekanntschaft und es zeigt sich, daß alle drei Herren Konvertiten, getaufte Juden, seien.

Nach Ueberwindung der Verlegenheitspause, welche durch diese Entdeckung hervorgerufen worden, kommt man auf die Motive zu sprechen, welche den Einen und den Andern zum Glaubenswechsel bewogen haben.

Erster. Ich gestehe, daß es materielle Verhältnisse waren, die mich veranlaßten, zum Christenthum überzutreten. Ich sah ein, daß ich als Jude nicht recht Karriere machen kann und ließ mich taufen. Ich habe es denn auch nicht zu bereuen.

Zweiter. Bei mir war es ein idealeres Motiv. Ich liebte ein Christenmädchen und konnte sie nur erlangen, wenn ich ihren Glauben annahm. Das that ich ohne Zögern und bin glücklich mit meiner Frau.

Dritter. Was mich betrifft, so bin ich aus reiner Ueberzeugung Christ geworden.

Erster und Zweiter (entriistet): Aus Ueberzeugung? Das erzählen Sie den Gojim!

Auf Abwegen.

(17)

Roman von Alfred Delvaux.

Die Voraussetzung des Arztes bestätigte sich; die Nacht verlief ganz ruhig und keinerlei beunruhigendes Anzeichen in Horace' Zustande war wahrzunehmen.

Die wackere Köchin Martha ging, nachdem sie in der Küche ihr Tagewerk vollendet, in die Gaststube hinauf und ward Krankenpflegerin. Am Kamin in einem Lehnstuhl sitzend beobachtete sie die geringste Bewegung Horace' und war bereit, auf seinen leisesten Ruf ihm zu Hilfe zu eilen.

Martha durfte daher vollkommen zufrieden mit sich selbst sein, als Horace am fünften Tage ihr erköthend Dank sagte für ihre hingebungsvolle Pflege und sie um einige Aufklärung bat über seine Anwesenheit in diesem schmucken Zimmer, das ihm völlig unbekannt war.

— Mein lieber, junger Herr, sprach die große, dicke Magd an sein Bett tretend, — Sie sind vor fünf Tagen im Walde, unsern von hier, halbtodt aufgefunden worden. Meine Herrin hat Sie dort entdeckt und da meine Herrin die Perle aller Frauen ist und sich um das Gerede der Leute nicht kümmert, hat sie uns, mir und der Kammerfrau geboten, Sie hieher zu schaffen. So kommt es, daß Sie hier sind, junger Herr.

— Und könnte ich nicht Ihrer Herrin meinen Dank abstaten für ihre großmüthige Gastfreundschaft? fragte Horace gerührt.

— Ich will sie fragen, erwiderte Martha, indem sie die Stube verließ.

Sie kam alsbald wieder herauf und sagte:

— Mein lieber, junger Herr! Da der Arzt unter Anderem empfohlen hat, daß jede Erregung von Ihnen ferngehalten werde, schickt meine Herrin mich voraus, um Ihnen zu sagen, daß sie sogleich hier sein werde, und daß Sie sie recht gut kennen, nachdem sie Madame Sylvia heißt und in Ihrem Stücke eine Rolle gespielt hat.

— Sie sind nicht überrascht, nicht wahr? fügte Sylvia hinzu, welche lächelnd den Kopf zur Thüre hereinsteckte.

— Ach, Madame, soll ich Ihnen denn Alles zu verdanken haben? rief Horace mit einem trüben Lächeln. Einst war es mein Erfolg, der Ruhm eines Abends, den ich Ihnen schuldete, heute ist's mein Leben. Ich danke Ihnen, obgleich ich heute weniger Ursache habe, Ihnen dankbar zu sein . . .

— Mein Freund, reden wir nicht von Dingen, die Ihnen Kummer verursachen könnten. Der Arzt verbürgt Ihr Gefunden nur unter der Bedingung, daß Sie sich des Denkens und Erinnerens enthalten. Da Ihnen Ihr Geheimniß in Ihren Fieber-Phantasieen ent schlüpft ist, kann ich wohl — ohne eine Here zu sein — behaupten, daß es die Erinnerung ist, durch die Sie leiden. Leben Sie wie die Pflanzen. Betrachten Sie das Sprießen der Knospen und Blätter und Ihre Gesundheit wird wiederkehren und mit der Gesundheit das Glück. Still! fügte Sylvia hinzu, als sie sah, daß Horace gegen diese letztere Hoffnung sich verwahren wollte. Still! reden Sie nicht, denken Sie nicht, erinnern Sie sich nicht! Sie schätzen mich genug, hoffe ich, um zu glauben, daß die Gastfreundschaft, die

ich Ihnen biete, eine vollständige und absolute ist. Sie sind für mich ein Kamerad vom Theater, also weniger als ein Liebhaber, mehr als ein Freund. Ihnen habe ich Applaus und Kränze zu verdanken, die meinem Stolz als Frau und Künstlerin gleichmäßig schmeichelten. Sie sind daher zweifach mein Gläubiger. Adieu, ich verlasse Sie jetzt, um Sie nicht durch mein Geschwätz zu ermüden. . . . Ich werde wiederkommen. Ich bitte Sie, mein Freund, nicht zu denken und sich nicht zu erinnern. . . . Dies ist der Preis Ihrer Gesundheit.

— Ach, ich sehe schon, daß Sie mich zum Leben verurtheilen, flüsterte Horace bleich und traurig. Das ist eine grausame Freundschaft.

Sylvia legte von Neuem den Finger an den Mund und zog sich zurück, indem sie dem Kranken für Nachmittag eine Kraftbrühe versprach, wenn er „recht brav“ sein wolle.

So gesundete Chaffaroux allmählig, Schritt für Schritt, Tag für Tag, so daß er endlich das Bett verlassen, in den Garten hinabgehen, ja sogar in Gesellschaft Sylvia's kurze Spaziergänge in den Wald unternehmen konnte.

Herr Lemonnier war aus Trouville zurückgekehrt, was an den ruhigen Gewohnheiten des Landhauses nichts änderte. Sylvia hatte ihrem Gatten Horace vorgestellt und zwar mit solchen Worten, daß dieser sonst so kühle Mann sich beeilte, seine Hand in diejenige des Dichters zu legen und ihn seiner aufrichtigen Freundschaft zu versichern.

Ein Monat war verflossen, seitdem Chaffaroux das Cottage-Häuschen Sylvias in Bellevue bewohnte. Die Gesundheit — zumindest eine scheinbare Gesundheit — war an die Stelle des krankhaften Zustandes getreten, in welchem die Schauspielerin ihn aufgefunden hatte. Wenn er noch eine Weile so fortlebte, umgeben von Sorgfalt und Freundschaft, konnte er — nicht hoffen, da er nicht hoffen wollte — sondern eher flüchten, daß seine Gesundheit wiederkehren werde. Ein Rückfall aber, der übrigens nicht zu besorgen war, hätte ihm verhängnißvoll sein müssen.

Horace überließ sich also dem Leben, wie man sich einem Traume überläßt. Er wandelte zwischen dem Häuschen und dem Walde hin und her, ohne daran zu denken, sich Paris zu nähern, daß ihm unter jedem Gesichtspunkte verhaßt war. Nur ein einziges Mal war er genöthigt, die Stadt vor Sylvia zu erwähnen, die mit schweiserlicher Sorgfalt über ihn wachte, und die — nachdem sie errathen, daß all' sein Leid von Paris stammte — ihm jede Anspielung auf diesen fluchwürdigen Ort untersagt hatte. Ein einzigesmal bat er den Diener des Herrn Lemonnier, der eben an jenem Tage nach Paris ging, ihm aus seiner Wohnung in der Avenue des tilleuls seine Kleider mitzubringen. Es war nicht länger möglich, im Schlafrock herumzugehen und er hatte die großmüthigen Anerbietungen des Herrn Lemonnier bisher stets hartnäckig zurückgewiesen.

Eines Abends, kurz vor dem Diner, war Horace unbedeckten Hauptes ausgegangen, weil er nicht die Absicht hatte, weit zu gehen. Er ging auf gut Glück vor sich hin; aber anstatt links, d. h. nach dem Walde zu gehen, wie es sonst seine Gewohnheit war, ging er rechts, d. h. nach der Seite, wo die Eisenbahn-Station Bellevue lag. Nach einem Gang

von zehn Minuten befand er sich — er wußte selbst nicht wie er dahin gelangt war — auf der Anhöhe, welche dem ganzen Orte den Namen gab und von welcher aus man dem schlängelnden Laufe der Seine bis Paris folgen kann, welches von da sehr deutlich zu sehen ist.

Horace, der wie im Traume dahingewandelt war, öffnete hier die Augen. Angesichts des Anblickes, der sich ihm darbot, konnte er sich eines Erbebens nicht erwehren.

Zumitteln eines Ozeans von Schornsteinen, die am Horizont rauchten, sah er allmählig tausende von Lichtfünkchen aufstauen, die im Abendnebel flimmerten. Paris zündete seine Nachtlichter an.

— Paris hat heute Abend rothe Augen. . . . Paris hat geweint. . . . murmelte er mit einem mürrischen Lachen. — Umso besser, fügte er hinzu; ich bin doch wenigstens nicht der Einzige.

Nachdem seine Gedanken sich an diesem Gegenstande nun einmal festgehaft hatten, ließen sie denselben nicht wieder los. Er hatte vergessen; jetzt erinnerte er sich wieder. Und er fand eine herbe Freude an diesem Erinnern. An wen konnte er denken, indem er an Paris dachte, wenn nicht an jene teuflische und reizende Astarte, das Laster und die Anmuth von Paris? . . .

— Dort ist sie, fuhr er fort, die Hand gleichsam drohend gegen die Hauptstadt ausstreckend; dort ist sie, in jenem unergündlichen Meere. . . . inmitten von tausenden Ungeheuern. . . . Ach, Sirene! dort ist Dein richtiger Platz. . . . Für jenes Element bist Du geschaffen, für kein anderes. . . . Paris war Dein Lehrmeister; heute wird es von Dir gemeistert. . . . Welch' ein herrliches Gedicht, dieses Weib! . . . Und ich habe es noch nicht zu Ende gelesen! . . . Ach, warum ist das Gift doch wohlriechender, als der Balsam? Warum sind die angestochenen Früchte am süßesten? Ich fühle meinen Appetit nach frischem Fleische erwachen. . . .

Paris, der ungeheure Abgrund zog ihn an. Ohne Kopfbedeckung, ohne einen Heller in der Tasche, entfernte er sich von dem Hause, das ihn so gastlich aufgenommen hatte, und ging auf der erstbesten Straße fort, immer geradeaus, zwei, drei Stunden lang. . . .

Mit der Westbahn fährt man in zehn Minuten von Bellevue nach Paris. Geht man aber zu Fuß, die Seine entlang, so währt der Weg wohl Stunden lang.

Es war finstere Nacht und der Nebel ließ den Weg schwer erkennen. Horace schlich, Horace flog, kam aber nur langsam vorwärts.

Um neun Uhr Abends war er noch in der Ebene von Grenelle.

Jeder Andere hätte diese nächtliche Wanderung ohne Schaden unternehmen können. Allein Chaffaroux war auf dem Wege der Wiedergenesung aus einer schweren Krankheit, deren Rückkehr ihm verhängnißvoll werden konnte.

Um Mitternacht langte er todtnüde in der Rue Saint-Georges an und sank halbtodt auf das Trottoir nieder, dem Hause gegenüber, wo Astarte wohnte.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Administration: **Budapest, Grenadiergasse 8.**

Verlag der Buchhandlung **Gustav Grimm** in Budapest.

Druck von F. Gutschmann Budapest, Kronprinzgasse 8, Karisch-Bazar